

**Manfred Landfester**

## **Auf der Suche nach den klassischen Republikanern \***

### **Zur Bedeutung der Antike für die Französische Revolution**

Welche Bedeutung die Antike für die Französische Revolution gehabt hat, ist aus modernen wissenschaftlichen Untersuchungen zur Französischen Revolution nicht oder kaum zu erkennen. Ja, man muß sogar annehmen, daß sie keine Bedeutung gehabt hat. Und in der Tat ist dies auch naheliegend, denn die Französische Revolution als Ende Alteuropas und Anbruch der Moderne in vielen Bereichen der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit verweist nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft. Die Revolutionäre wollten nicht *reformieren*, sondern *Neues formieren*. Auf der Grundlage naturrechtlich fundierter Ideen sollte die alte Ordnung abgeschafft und eine neue, eine gerechte, freiheitliche und brüderliche Welt errichtet werden. Dadurch erhielt die Revolution zugleich ihren universellen Charakter und Anspruch, der für die Folgezeit bis zur Gegenwart direkt oder indirekt wirksam geblieben ist. Obwohl die Revolution also programmatisch in die Zukunft weist, so hat doch – und dies ist das Ziel des Vortrags – die Rezeption antiker Traditionen, also die Rezeption voralteuropäischer Traditionen, mit dazu beigetragen, die Impulse zur Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit zu verstärken, obwohl

diese alteuropäische Tradition ihrerseits auch wesentlich durch antike Traditionen bestimmt war. Das mag zunächst paradox erscheinen, ist es aber in Wirklichkeit nicht, da es *die* Antike nicht gegeben hat, da es also keinen gemeinsamen Nenner für alle antiken Erscheinungen gibt. Die Antike war in den meisten Bereichen durchaus heterogen, und ihre Rezeption beruhte immer auf Auswahl, auf Willkür. Ich möchte Ihnen nun die Bedeutung antiker Traditionen für die Legitimation politischen Handelns und damit für die Vorbereitung und Steuerung dieses Handelns bei einigen Akteuren der Französischen Revolution erläutern. Dabei werde ich im ersten Teil einen kleinen Einblick in die eher äußere Präsenz antiker Traditionen geben. Der zweite Teil wird eine Analyse der Rezeption antiker Traditionen im politischen Denken der Revolutionäre liefern. Im dritten und letzten Teil folgt dann die Frage nach dem Grund und der Bedeutung dieser Rezeption. Ich beschränke mich dabei auf das erste Jahrhundert der Revolution, denn nur in diesem Zeitraum kann man von einer wirklichen Bedeutung der Antike für die Revolution sprechen.

#### I

Nun zum ersten Teil: der äußeren Präsenz der Antike. Der Grund für die Präsenz der Antike liegt vor allem darin, daß die zentralen Begriffe der Revolution wie Republik, Demokratie, Volkssouveränität, Tugend, Freiheit und Gleichheit/Gerechtigkeit auch zentrale Begriffe oder Erscheinungen des antiken politischen Denkens

\* Der Vortrag wurde im Rahmen der Reihe „Französische Revolution“ am 16. Mai 1989 gehalten. Der Text folgt dem Abdruck in: Die Französische Revolution. Vorlesungen erster Teil. Herausgegeben von Helmut Berding und Günter Oesterle. Gießen 1989. Diese Veröffentlichung der Vortragsreihe der Justus-Liebig-Universität Gießen bildet die Fortsetzung der Gießener Diskurse.

und der antiken politischen Wirklichkeit waren. Favorisiert waren zunächst die „alten Römer“ und ihre Republik. Gängige Parole sowohl der großen wie auch der vielen kleinen Revolutionäre war: „Ainsi faisaient les Romains“ „So haben es die Römer gemacht“. Zur Vorbereitung und Durchführung politischen Handelns berief man sich so unentwegt auf die „alten Römer“. Aber auch die Republiken von Athen und Sparta und deren führende Politiker wurden zunehmend beliebter. Fasziniert haben zunächst einmal die republikanischen Institutionen der Antike, vor allem die Institution der Volksversammlung, in der man die Idee der Volkssouveränität und als deren Folge Freiheit und Gleichheit verwirklicht fand. Ebenso teilte man natürlich auch den Haß antiker Denker gegen die Monarchie. Fasziniert haben dann aber auch – vielleicht sogar in größerem Maße – die antiken republikanischen Politiker, die entweder die republikanischen Institutionen und Traditionen geschaffen haben oder aber unter Einsatz ihres Lebens für die republikanischen Tugenden und für die Existenz der Republik eingetreten sind. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Vorstellung antiker Wirklichkeit, die die Revolutionäre hatten, nicht mit der historischen Wirklichkeit zusammenfiel; vielmehr handelte es sich um ein literarisch vermitteltes und idealisiertes Antikebild, für das im wesentlichen sechs Denker verantwortlich zeichneten: zunächst einmal zwei „Römer“, der lateinisch schreibende Historiker Livius und der griechisch schreibende Biograph Plutarch. Der eine, der Historiker Livius, hatte vor allem zur Verherrlichung der frühen römischen Republik und ihrer Helden beigetragen, namentlich des älteren Brutus, des Manlius Torquatus, Decius Mus, Quinctius Cincinnatus, Horatius Cocles, Mucius Scaevola. Aber auch die Römerin Lucretia als Opfer sexu-

eller Zügellosigkeit eines Königssohns diente dem Lobe frührepublikanischer Tugend. Der andere, der Biograph Plutarch, hatte zahlreiche griechische und römische große Männer durch eine Biographie verherrlicht, darunter auch eine Fülle republikanischer Politiker, so von den Griechen Lykurg, Solon, Aristides, Phokion, Timoleon, Demosthenes, von den Römern Valerius Poplicola, Furius Camillus, Q. Fabius Maximus Cunctator, die beiden Gracchen (C. Sempronius Gracchus und T. Sempronius Gracchus), den älteren und jüngeren Cato, Cicero und den jüngeren Brutus. Dieses durch Livius und Plutarch vermittelte Pantheon griechischer und römischer Republikaner war den Revolutionären allgegenwärtig. Neben Livius und Plutarch sind zwei weitere Römer für die Römerperspektive der Revolutionäre wichtig. Da ist zunächst der Redner und republikanische Politiker Cicero, der, ein Meister der Selbstdarstellung, seinen durchaus mutigen Einsatz für die Republik in gefährlicher Zeit zu heldenhaftem Tun emporstilisierte. Nächst ihm ist noch der Historiker Tacitus zu nennen, dessen antimonarchische Haltung bei der Darstellung der römischen Kaiserzeit seit Augustus die republikanische Zeit Roms in einem verklärten Licht erscheinen ließ. Diese von den vier antiken Denkern bestimmte Glorifizierung der republikanischen antiken Welt ist den Revolutionären aufgrund ihrer bürgerlichen Herkunft und der damit verbundenen Schulbildung unmittelbar zugänglich gewesen. Sie haben die Texte dieser antiken Denker gut gekannt.

Obwohl den Revolutionären diese vier antiken Denker unmittelbar bekannt waren, haben sie doch noch des Beistandes der beiden französischen Aufklärer Montesquieu und Rousseau bedurft, um wirksam zu werden. Diese beiden Aufklärer hatten ja ihrerseits ihre politischen Kategorien

entscheidend durch die Rezeption der antiken republikanischen Tradition gewonnen. Im Grunde genommen hat die republikanische Antike ihr aktuelles politisches Potential in der Französischen Revolution erst aufgrund der Rezeption durch Montesquieu und Rousseau entfalten können. Daher wird man insgesamt das Sextett Livius, Plutarch, Cicero, Tacitus, Montesquieu und Rousseau für die Wirksamkeit der antiken republikanischen Tradition in der Französischen Revolution verantwortlich machen müssen. Wenn dieses Sextett nun zwischen 1789 und 1794/95 durch Paris gewandert wäre und sich in den politischen Versammlungsstätten der Stadt umgetan hätte, hätte es sich in einer beinahe vertrauten Welt bewegt. Auf Schritt und Tritt wäre es den Namen seiner Helden begegnet: Da gab es Stadtbezirke, die nach Brutus und Scaevola benannt waren, und im Bereich der Rue de l'Égalité, der Rue de la Liberté und der Rue de la République existierten nicht nur eine Rue de Brutus und eine Rue de Scaevola, sondern auch eine Rue des Gracques, de Manilius, de Cato, Décimus, Régulus, Fabius, Socrate. Und auf der Straße hörte man nicht mehr so sehr die traditionellen Vornamen Pierre und François als vielmehr die antiken Namen wie Aristide, Socrate, Scaevola, Brutus, Solon, Lycurgue, Horace (nicht nach dem Dichter, sondern nach Horatius Cocles benannt) und Phocion. Und nicht nur die Neugeborenen wurden so genannt, sondern die Revolutionäre änderten auch ihre eigenen Vornamen oder setzten einen antiken Namen dazu. Der radikale Jakobiner Babeuf adaptierte zunächst den römischen Namen Camillus, dann Gaius Gracchus. Sein politischer Gesinnungsgenosse Desmoulins usurpierte den Namen Brutus. Solche Namensübernahmen hatten aber nicht nur dekorative Bedeutung, sondern in der Regel hatten sie auch pro-

grammatischen Charakter. Der Name wurde zum Identifikationssignal. Man hieß nicht nur Brutus und Gaius Gracchus, sondern fühlte sich auch als ein solcher. Desmoulins, einer der Hauptagitatoren bei der Erstürmung der Bastille, identifizierte sich eben mit Brutus, der für die Vertreibung der Könige und die Einrichtung der römischen Republik verantwortlich gewesen war. Und Babeuf, der leidenschaftliche Sozialrevolutionär, schrieb unter dem Pseudonym des römischen Volkstribunen und Sozialrevolutionärs Gaius Gracchus in seinem Blatt „Le tribun du peuple“ sozialrevolutionäre Artikel. Vergniaud, glänzender Redner und einer der Führer der Girondisten (= der gemäßigten Jakobiner), trat als Cicero auf, hatte dabei aber den radikalen Jakobiner Robespierre als Konkurrenten, der sich ebenfalls als neuer Cicero fühlte und aufführte, aber ebenso als Aristides, der Gerechte. Und der radikale Jakobiner Garnier prophezeite am 9. August 1793 einen neuen Scaevola, der bereit sei, den englischen Minister Pitt als den Führer der Konterrevolutionäre zu ermorden: „Ja, ich schwöre es, es wird sich ein neuer Scaevola finden, der die Welt von diesem Ungeheuer befreit.“ Eine naive Identifikationslust breitete sich überall aus. Wenn ein aufrechter Republikaner in einer Versammlung besonders wirkungsvoll sprechen wollte, begann er: „Ich spreche zu Euch als Brutus.“ Diese Identifikationslust hatte nicht nur etwas Theatralisches, sie wurde auch durch das Theater gestützt und gefördert. Bereits für 1790 weiß der Revolutionsbeobachter Kotzebue zu berichten, daß neben dem Wilhelm Tell (Guillaume Tell, von M. Lemierre) „unzählige Male“ der „Brutus“ des Voltaire, dessen „La mort de César“ und dessen „Rome sauvée“ gegeben werde. Dabei spielte Talma, der berühmteste Schauspieler dieses Zeitraums, den Brutus nicht

mehr, wie früher üblich, in einem modernisierten Kostüm, sondern in einem historisch getreuen Römerkostüm. Mit diesen drei Stücken sind die für das Selbstverständnis der Revolutionäre relevanten Phasen der römischen Republik benannt: mit dem „Brutus“ die Beseitigung der Königsherrschaft und Begründung der Republik durch den älteren Brutus im Jahre 509 vor Christus, mit dem „La mort de César“ die Ermordung Cäsars zur Rettung der Republik durch den jüngeren Brutus im Jahre 44 vor Christus und mit dem „Rome sauvée“ die Rettung der Republik durch Cicero gegen die Verschwörung des Catilina im Jahre 63 vor Christus. Handelte es sich bei den Tragödien Voltaires um die Aufführung älterer Stücke, die jetzt auf einmal als aktuell empfunden wurden, so ist auch die Neuproduktion von Tragödien nach antiken Stoffen zu registrieren. In quantitativer Hinsicht ist die Zahl nicht sehr groß, aber wie im Falle der Stücke Voltaires wurden diese neuen Dramen in dichter Folge aufgeführt. Erwähnenswert ist hier das nach dem römischen Sozialrevolutionär benannte Drama „Caius Gracchus“ von Marie-Joseph Chenier, das seit der Erstaufführung 1792 zum Erfolgsstück avancierte. Natürlich begegnete auch die Römerin Lucretia (R. Piquénard, *Lucrèce ou la royauté abolie*, 1793) als Beispiel für das Thema der Herrscherwillkür an der Figur der verfolgten Unschuld. Die Aufführung dieser Stücke wurde nicht dem Belieben der einzelnen Theater überlassen, sondern staatlich verordnet. So bestimmte der Nationalkonvent in einem Dekret vom 2. August 1793, daß auf Staatskosten in bestimmten Pariser Theatern einmal wöchentlich „die Tragödien von Brutus, Wilhelm Tell, Caius Gracchus“ gespielt werden sollten. Und diese Stücke weckten „einen donnernden Beifallssturm, und die vom Republikanismus berauschte Menge atmet erst nach

dem Tode der Tyrannen und Aristokraten wieder auf“ (Gaume).

Die Präsenz der Antike setzte sich auch im Bereich der Malerei und Skulptur an prominenter Stelle fort. So hatte man im Tagungsgebäude des Nationalkonvents in den Tuileries, das am 10. Mai 1793 bezogen wurde, ein Skulpturenpantheon antiker Helden präsentiert. Den vier Griechen Solon, Lykurg, Platon und Demosthenes standen die vier Römer, der ältere Brutus, Camillus, Poplicola und Cincinnatus gegenüber. Über dem Platz des Vorsitzenden des Nationalkonvents im alten Tagungsgebäude hatte ein Bild des Brutus gehangen, als dort über Abschaffung der Monarchie und Schuld des Königs verhandelt wurde. Und seinen Lieblingshelden Brutus ließ der Nationalkonvent von der Porzellanmanufaktur in Sèvres nachbilden und verkaufen. Zum Ruhme des Brutus trug dann auch das Gemälde „Brutus“ von Jacques Louis David bei, das, zum ersten Mal im Salon von 1789 ausgestellt, den älteren Brutus darstellt, der im Interesse der Republik die Hinrichtung der eigenen Söhne hat geschehen lassen, weil sie sich für die Wiederherstellung der Monarchie eingesetzt hatten. Selbst in der Mode wurde die Wirkung der Antike sichtbar. Zwar war diese Wirkung schon vor der Revolution spürbar, verstärkte sich aber unter dem Eindruck der Revolution zur regelrechten Mode. Die Frauen tauschten das reifrockgestützte Rokokokleid gegen fließende weiße Gewänder nach Art der Antike und ersetzten die hochgetürmte Rokokofrisur durch eine kurz geschnittene, an antike Haartrachten der Büsten sich anlehrende Frisur. Das geschah vor der Revolution vor allem im Namen der Natürlichkeit, danach als Zeichen für republikanische Gesinnung.

Besonders eindrucksvoll war aber die Präsenz der Antike in den politischen Debatten des Jahrfünfts, sowohl in den Debat-

ten der revolutionären Institutionen selbst als auch der revolutionären Gruppen und Clubs. Die Druckerzeugnisse der Zeit, die diese Debatten entweder direkt abdruckten oder zum Anlaß eigenen politischen Denkens machten, vermitteln davon einen instruktiven Einblick. Angesichts dieser Fülle antiker Traditionen hätte sich unser römisch-französisches Sextett durchaus wohlgeföhlt; es hätte sich vielleicht ein wenig entrüstet, wenn es den allzu leichtfertigen Umgang mit der historischen Wirklichkeit gesehen hätte, denn die neuen Jünger der Antike priesen auch die Guillotine als römische Erfindung an. Die neue Kopfbedeckung hätte auch einiges Befremden verursacht, denn die rote wollene Zipfelmütze, die die Revolutionäre nun mit Vorliebe trugen, die sogenannte Jakobinermütze, war nur unter dem Namen der Phrygischen Mütze als einem Zeichen für die neugewonnene Freiheit römischer Sklaven bekannt und mußte als Maskerade erscheinen. Auch die schon beinahe kultische Verehrung des älteren Brutus hätte keinen Beifall gefunden. Daß man seinen Schwur nunmehr „beim Haupte des Brutus“ leisten mußte, wäre ebenfalls nicht nachvollziehbar gewesen. Alles dies mußte befremden, weil es ein Zeichen äußerer Mode war und damit ein Ausdruck von Gedankenlosigkeit.

Zusammenfassend und zugespitzt läßt sich sagen: Es gibt keinen anderen Zeitraum in der Neuzeit, in dem die Antike in einer solchen Dichte präsent war. Diese dichte Präsenz war wie eine Mode, ja, sie war eine Mode, die nach dem Ende der Terreur 1794 so schnell verflog, wie sie gekommen war. Bald konnte sich niemand mehr in der Phrygischen Mütze auf die Straße wagen, denn nun wurde man sofort verprügelt. Man wurde das Opfer der Angriffslust der Jugend der oberen Gesellschaftsschichten, der *Frérons jeunesse dorée*, die, eine Mischung aus antirevolutio-

närer Gesinnung und blindem Aktionismus, nun das Straßenbild beherrschte. Und 1795 verbot der Nationalkonvent auch die Verwendung antiker Vornamen. Den Brutuskult gab es nur noch im Verborgenen.

## II

Im zweiten Teil will ich nun die Art der Rezeption antiker Traditionen im politischen Denken der Revolutionäre an einigen Beispielen vorführen.

### 1. Die Prinzipien von Monarchie und Republik

Der Gegensatz Monarchie–Republik bestimmte von Anfang an das Denken der Revolutionäre, zunächst nicht selten noch aus taktischen Gründen abgeschwächt zum Gegensatz von absolutistischer Monarchie und konstitutioneller Monarchie. Allerdings verhüllte der abgeschwächte Gegensatz nur unzulänglich den grundsätzlichen Gegensatz, denn wenn man nicht die Begriffe „Königtum“ und „König“ zum Maßstab der Beurteilung macht, sondern die Frage der Souveränität, dann war Frankreich faktisch vom Beginn der Revolution an keine Monarchie mehr, obwohl diese erst am 21. September 1792 in einem Rechtsakt abgeschafft wurde. Provisorisch war zunächst von 1789 bis 1791 die Verfassungsgebende Nationalversammlung Träger der Souveränität, die sie freilich ganz im Sinne der Menschenrechtserklärung auf das Volk zurückführte, dann aufgrund der neuen Verfassung vom 3. September 1791 an ausdrücklich die Gesamtheit des französischen Volkes. Wenn bei den Revolutionären von Monarchie die Rede ist, dann ist damit das ganze gesellschaftliche und politische System des Ancien Régime gemeint. Da wird die Monarchie zur Inkarnation des Bösen, die Republik zur Manifestation des Guten. Typisch für die Sichtweise der Revo-

lutionäre ist Desmoulins, einer der Anstifter des Sturms auf die Bastille und rüchlos-brillanter Journalist. In der Nummer 3 vom 15. Dezember 1793 seiner ganz von ihm selbst redigierten Zeitschrift, des „Vieux Cordelier“, heißt es zu Beginn:

Ein Unterschied zwischen der Monarchie und Republik, der für rechtschaffene Menschen allein ausreichend wäre, die monarchische Regierung voller Abscheu zu verwerfen und ihr die Republik vorzuziehen, mag ihre Einrichtung sie noch so viel kosten, ist, daß in der Demokratie das Volk, obgleich es auch in ihr betrogen werden kann, doch wenigstens die Tugend liebt und das Verdienst mit Beförderung belohnt, während in der Monarchie die Schurken den Ton angeben. Unvollkommenheit, Erpressung und Verbrechen, in der Republik eine Pest, sind in der Monarchie ein Zeichen blühender Gesundheit ... Ich will den Blick meiner Mitbürger auf die Regierungen der römischen Cäsaren zurücklenken und auf jene Ströme von Blut, jene Kloaken von Korruption und Unrat, die unter der Monarchie nie austrocknen, ... auf jene von Tacitus so eindrucksvoll gemalten Bilder der Tyrannis.

Auf eine Formel gebracht: Das Prinzip der Republik ist Tugend, das Prinzip der Monarchie ist Laster. Diese Formel ist eine Kontamination aus modernem und antikem Denken. Ausgangspunkt ist Montesquieu, für den das grundlegende Prinzip der Republik, besonders der Demokratie, die Tugend war. Rousseau ist ihm darin gefolgt. Der hohe Rang der Tugend in der Konzeption der beiden modernen Denker hat aber eine direkte Entsprechung im antiken politischen Denken. Für Livius, Plutarch und Tacitus steht es unverrückbar fest, daß vor allem die römische republikanische Geschichte durch Tugendstreben, durch die *Virtus Romana*, bestimmt ist. Aufstieg und Niedergang der Republik sind das Ergebnis von Aufstieg und Niedergang der *Virtus Romana*. Und bei Montesquieu heißt es entsprechend: Als sich die Tugend bei den Römern „voll entfaltete, wurden Leistungen vollbracht, wie wir sie heutzutage nicht mehr erleben. Staunend steht unser Kleinmut davor.“ Wenn Tugend das Prinzip

der Republik war, dann bot sich natürlich im Zuge einer Schwarz-Weiß-Malerei an, das Laster zum Prinzip der Monarchie zu machen. Aus der Situation der Revolutionäre heraus war das nur konsequent. Dafür konnten sie aber als Kronzeugen weder Montesquieu noch Rousseau gewinnen; ihr Kronzeuge war vielmehr Tacitus. Die Beurteilungs- und Wahrnehmungskategorien, die er für die römische Kaiserzeit entwickelt hatte, wurden für die Revolutionäre die Kategorien, in denen sie die moderne Monarchie wahrnahmen und beurteilten. Tacitus mit seinem Pandämonium menschlicher Schwächen und Laster führte den einzelnen Pamphletisten die Feder. Selbst vor Originalzitate schreckte man nicht zurück (Desmoulins). Da wurde die Monarchie des Ancien Régime in düsteren Farben gezeichnet, als sie es verdient hatte.

Die neue Republik als eine moralische Anstalt – das erklärt das überall anzutreffende Tugendpathos in diesem Jahrfünft. Dabei war Tugend ganz im Sinne der politischen Aufklärer und ihrer antiken Vorläufer als Bürgertugend verstanden. Bei Montesquieu bedeutete dies konkret „Liebe zu den Gesetzen und zum Vaterland“ bzw. „Liebe zur Gleichheit“ und „Liebe zur Genügsamkeit“. „Liebe zur Freiheit“ vervollständigte dieses Ensemble von Tugenden. Das waren auch die Tugenden der antiken Vorbilder und dann der Revolutionäre selbst. Im Laufe der Revolution wurde das Tugendpathos eher stärker und wurde zum Kennzeichen des ersten Jahrfünfts der Revolution. Getragen wurde dieses Pathos vor allem von dem Wunsch nach moralischer Erneuerung durch die Revolution. Dahinter wurde der „neue Mensch“ sichtbar, der *citoyen*, der Staatsbürger, von dem die Revolutionäre in ihren wildesten Utopien schwärmten und träumten. Man stellte diesen Staatsbürger gegen den Bourgeois, den eigennützig an

seinen persönlichen Vorteil denkenden Bürger. Hier werden am ehesten die staatstotalitären Züge der Revolution sichtbar, die zunächst im Hintergrund blieben, aber aufgrund einer inneren Dynamik des revolutionären Geschehens immer stärker hervortraten, denn letztlich waren viele Revolutionäre von Anfang an überzeugt, daß komplementär zu den Menschen- und Bürgerrechten auch Menschen- und Bürgerpflichten gehörten. Zum neuen Menschen gehörte also nicht nur das *Recht* zum Staate, wie es in der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte garantiert wurde, sondern auch die *Pflicht* zum Staate. Rom und Sparta wurden da die großen Vorbilder. So heißt es dann konsequent bei der Einrichtung des Revolutionstribunals vom 10. März 1793, daß ein Bürger deportiert werden dürfe, wenn „Mangel an Bürgertugend“ nachgewiesen sei. Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen versteht man nicht nur, daß der Begriff „vertue“ zum Lieblingsbegriff vieler Revolutionäre wurde, sondern ebenso, daß im Namen der Tugend die Massaker der Terreur verübt wurden, daß der Terror als Mittel zur Tugend verstanden wurde. Marat, Saint-Just und vor allem Robespierre waren die großen Tugendapostel, die sogar die altrepublikanische Tugend der „Genügsamkeit“ in ihrer eigenen alltäglichen Lebensweise erneuern wollten.

## 2. Der Gedanke der Volkssouveränität

Für die Revolutionäre ist dieser Gedanke natürlich primär durch Rousseau vermittelt. Für ihn war nur ein Staat akzeptierbar, der auf der Grundlage der Souveränität des Volkes entstanden war. Inhalte der Souveränität waren die Gesetzgebung und die Bestellung der Regierungen. Aber – und das ist wichtig – Rousseau sah die Idee der Volkssouveränität in der Antike verwirklicht, sowohl im Athen des 5. Jahr-

hunderts vor Christus als auch im republikanischen Rom. Was Athen angeht, hatte er durchaus recht, im Falle Roms kann man jedoch nicht von einer absoluten Volkssouveränität sprechen; aber in der Nachfolge Rousseaus haben die Revolutionäre auch die römischen Verhältnisse für ihr Denken reklamiert. Und das, was für Rousseau gilt, gilt erst recht für die Revolutionäre: die römischen Volkssammlungen waren ein vorzügliches Modell für die Ausübung der Souveränität des französischen Volkes, denn Rom war nicht nur das freieste, sondern auch das „mächtigste“ Volk der Erde.

## 3. Freiheit und Gleichheit als Folgen der Souveränität des Volkes

Wer überzeugt war, daß in der Antike der Gedanke der Volkssouveränität voll verwirklicht war, mußte konsequent daraus folgern, daß Freiheit und Gleichheit ebenfalls realisiert waren. Und in der Tat wurden die antiken Republiken für Rousseau und die Revolutionäre zu Stätten der Freiheit und Gleichheit. Damit stimmten sie aber auch mit ihren antiken Vorgängern überein, für die Freiheit und Gleichheit die Insignien ihrer Republiken waren. Das hat historisch auch durchaus seine Richtigkeit, wenn es auch in der Antike Freiheit und Gleichheit nur für die Klasse der Bürger gab. Die Sklaven waren davon ausgeschlossen. Verharmlosend kommentierte der radikale Jakobiner Billaud-Varenne diesen Tatbestand mit der Bemerkung, daß „durch Vergeßlichkeit nur eine Klasse exotischer Sklaven unterdrückt blieb“.

## 4. Die antiken republikanischen Helden

Stärker als die republikanischen Ideen und Institutionen der Antike wirkten auf die Revolutionäre die antiken republikanischen Politiker, die sich für diese Ideen und Institutionen eingesetzt haben – auch

unter Einsatz ihres Lebens. Diese republikanischen Politiker sind in der literarischen Darstellung Tugendhelden *par excellence* – Tugendhelden im Sinne der bürgerlichen Tugend der Revolutionäre. Die Revolutionäre fühlten sich ihnen daher verwandt. Besonders privilegiert in der Verehrung waren drei römische Helden: der ältere Brutus, der jüngere Brutus und – man ist zunächst ein wenig verwundert – Cicero. Das sind die drei Helden, deren Wirken Voltaire in drei Dramen dargestellt und verherrlicht hatte. Alle drei Helden boten ideale Identifikationsmöglichkeiten, da sie in Situationen handelten, die vergleichbar der Situation waren, in der sich die Revolutionäre befanden bzw. in der sie sich zu befinden meinten. Das war einmal die Situation der Einrichtung der Republik – nicht zuletzt als Folge moralischer Entartung der Monarchie –, zum andern die Situation der Sicherung der Republik gegen einen monarchischen Staatsstreich. Das eine wie das andere ist ja unmittelbar einsichtig. Die Einrichtung des neuen Staates auf der Grundlage der revolutionären Errungenschaften wurde durch die Verfassung von 1791 vorläufig beendet; die Sicherung dieses neuen Staates gegen einen Staatsstreich war ein permanentes Problem. Die Revolutionäre lebten immer – und zwar zu Recht – im Bewußtsein der Gefährdung der revolutionären Errungenschaften. Dieses Bewußtsein führte auch zu übernervösen Reaktionen. Überwachungs- und Sicherheitsausschüsse wurden eingesetzt, die Konspiration und Verrat zu entdecken hatten. Notstandsmaßnahmen waren die Folge, die das Legalitätsprinzip, eine Errungenschaft, auf die man besonders stolz war, wieder außer Kraft setzten.

Wie kein anderer antiker Held konnte hier der ältere Brutus zum Vorbild werden. Zwar war er eine Gestalt der Legende,

hatte aber im Laufe der Jahrhunderte in der allgemeinen Vorstellung eine hohe historische Dignität erhalten und war zum Lieblingshelden der Römer geworden. Er war (a) zunächst einmal verantwortlich für die Vertreibung des letzten römischen Königs, des Tarquinius Superbus, und damit für die Beseitigung der Königsherrschaft im Jahre 509 vor Christus. Diese Beseitigung wurde vor allem als Folge der moralischen Entartung des Königtums gewertet. Diese geht schon aus dem Beinamen des letzten Königs *Superbus* „der Übermütige“ hervor. Besonders sichtbar wird diese Entartung aber im Zusammenhang mit dem Geschehen um die moralisch integre Lucretia. Auslösendes Moment für die Beseitigung der Königsherrschaft wurde nämlich die Vergewaltigung dieser Lucretia durch einen der Königsöhne (Sextus Tarquinius). Brutus vertrieb dann als „Rächer der verletzten Züchtigkeit“ („*ultor violatae pudicitiae*“) den ganzen Königsclan.

Dieser Brutus hat dann (b) durch Einführung der jährlichen Wahl von zwei Konsuln als den höchsten Beamten die Grundlagen der Republik geschaffen. Er hat darüber hinaus (c) diese Republik ohne Rücksicht auf persönliche Bindungen gegen ihre inneren Feinde verteidigt. Er hat nämlich im Interesse der Republik als Konsul die Todesstrafe an den eigenen Söhnen wegen Konspiration mit dem alten Königsclan vollziehen lassen. Und dieser Brutus ist schließlich (d) einen heldenhaften Tod für die Republik gestorben, denn er ist im Kampf gegen einen Sohn aus dem alten Königsgeschlecht gefallen. Angesichts dieser Fülle von republikanischen Tugenden ist es kein Wunder, daß dieser Brutus beinahe kultische Verehrung erhielt.

Von diesem älteren Brutus ist zwar historisch der jüngere Brutus zu trennen, der zur Rettung der Republik 44 vor Christus

Cäsar wegen dessen monarchischer Ambitionen tötete, im Bewußtsein der revolutionären Öffentlichkeit ging dieser jüngere Brutus jedoch häufig im älteren Brutus auf, so daß nicht immer deutlich wird, welcher Brutus jeweils gemeint ist.

Als dritter großer republikanischer Held ist unbedingt Cicero zu nennen, der als Konsul im Jahre 63 vor Christus dafür verantwortlich war, daß der Versuch eines Staatsstreiches durch Catilina und seinen Anhang (sogenannte Catilinarische Verschwörung) scheiterte. Eine Gefährdung der Republik von innen wurde abgewendet, indem Cicero zunächst Beweise für den Hochverrat herbeischaffte, dann den Senat unter Berufung auf den Notstand dazu bewegte, gegen fünf inhaftierte Anhänger Catilinas das Todesurteil zu verhängen und dann dieses Urteil sofort vollziehen zu lassen, was rechtlich problematisch war, da es einen Rechtsgrundsatz gab, nach dem Todesurteile gegen römische Bürger nicht ohne ordentliches Gerichtsverfahren vollstreckt werden durften. Cicero hat also in diesem Fall das Legalitätsprinzip außer Kraft gesetzt, was er mit dem Notstand rechtfertigte: Er habe nämlich durch diese Maßnahme „Staat und Stadt“ gerettet. Der „Staat habe die Verschwörer getötet, um nicht von ihren Händen zu sterben.“ Das Beispiel Cicero hat die Revolutionäre nachhaltig beeindruckt: Robespierre hat z. B. mit derselben sprachlichen Formulierung die Septembermorde von 1793 gerechtfertigt. Aber bereits am 19. April 1790 hatte der große Taktiker Mirabeau in einer Rede in der Verfassungegebenden Nationalversammlung für die Aufhebung des Legalitätsprinzips unter Verweis auf Cicero plädiert:

Unsere nationale Konvention ist nur sich selbst Rechenschaft schuldig, und sie kann nur von der Nachwelt gerichtet werden. Meine Herren, Sie alle kennen die Antwort jenes Redners (Cicero), der, um die Republik vor einer großen Verschwörung (Catilina) zu

retten, gezwungen war, die Vollmachten zu überschreiten, die ihm das Gesetz gegeben hatte. Ein übelwollender Volkstribun verlangte von ihm, er solle schwören, daß er es respektiert habe; denn er hoffte, durch diese unerhörte Zumutung den Konsul vor die Alternative des Meineides oder des kläglichen Zugeständnisses zu stellen. „Ich schwöre“, sagte der große Mann, „ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe“. Meine Herren, ich schwöre, daß Sie unsere Gemeinschaft gerettet haben.

Ein weiteres Beispiel: Nachdem sich 1792 die konterrevolutionären Kräfte verstärkt hatten, forderten alle Pariser Sektionen in einer Petition vom 20. Juli 1792 die Gesetzgebende Nationalversammlung auf:

Es ist Zeit, meine Herren, den Artikel II der Menschenrechte (mit dem Recht auf Widerstand gegen Unterdrückung) in die Tat umzusetzen. Macht es ... Cicero ... nach und enthüllt vor der ganzen Öffentlichkeit die perfiden Machenschaften der Catilinas. Ihr habt in Euren Reihen Männer, die das heilige Feuer des Patriotismus beseelt; laßt sie zu uns sprechen, und wir werden handeln. In Euren Händen liegt das Wohl des Staates.

Dabei solle man es mit der Legalität nicht so genau nehmen, denn, so Vergniaud, der revolutionäre Nachfahre Ciceros, die Republik ist in Gefahr:

Oh, Ihr, die Ihr so sprecht, warum wart Ihr nicht im römischen Senat, als Cicero den Catilina anklagte? Ihr würdet ihn nach seinen juristischen Beweisen gefragt haben. Ich kann mir sein Erstaunen ausmalen. Während er die Beweise gesucht hätte, wäre Rom geplündert worden, und Ihr und Catilina würdet über einen Haufen von Ruinen geherrscht haben.

Außer auf diese drei republikanischen Politiker, den älteren und jüngeren Brutus und Cicero, ist noch auf zwei weitere antike Gestalten zu verweisen, auf Solon und Lykurg. Beide waren an prominenter Stelle im neuen Parlamentsgebäude des Nationalkonvents als Skulpturen plaziert. Zu beiden hatten die Revolutionäre eine besondere Beziehung: Bei beiden handelte es sich um Gesetzgeber, bei Solon um den Gesetzgeber der attischen Demokratie (um 600 v. Chr.), bei Lykurg um den weitgehend legendären Gesetzgeber der spartanischen republikanischen Verfassung (um 800 v. Chr.). Man begreift sofort den

Grund für die Nähe der Revolutionäre zu diesen beiden Gestalten: Ihre Eigenschaft als Gesetzgeber war das verbindende Moment. Dabei neigten die Revolutionäre, die die Freiheit als höchsten Wert der Revolution betrachteten, eher zu Solon, während die Revolutionäre, für die die Werte Gleichheit, Genügsamkeit, Liebe zum Staat an der Spitze der Werteskala standen, in Lykurg ihren Patron sahen. Und je stärker sich die staatstotalitären Tendenzen in der Revolution vor allem durch die radikalen Jakobiner durchsetzten, um so mehr Verehrer gewann Lykurg. Vor allem Saint-Just, dieser blutrünstige und asketische Anhänger Robespierres, formte sein Modell eines republikanischen Staates nach dem Entwurf des Lykurg, wie ihn Plutarch überliefert hatte. Damit verband Saint-Just Elemente aus der Schrift „Über den Staat“ von Platon, der ja seinerseits im 4. Jahrhundert vor Christus seinen staatstotalitären Entwurf u. a. am spartanischen Staat orientiert hatte. Die Republik, die dann Saint-Just im Jahre 1793 in seiner fragmentarisch gebliebenen Darstellung entwickelte, ließ keinen Raum mehr für individuelle Freiheiten. Das Individuum wurde dem Staat vollständig unterworfen. Am Ende stand – zwar gut platonisch, aber doch verräterisch – das „Glück des Staates“, das natürlich auch das Glück des einzelnen bedeuten sollte. Dieses Glück war das Glück dessen, der die Bürgertugenden verwirklicht hatte. Zu diesem Glück konnte natürlich nur ein staatlich geordnetes Erziehungsprogramm verhelfen: die Jungen sollten – ähnlich wie in Sparta – von den Eltern getrennt aufgezogen werden. Sie sollten zur Genügsamkeit, also zu einer wahrhaft spartanischen Lebensweise geführt werden. Dazu gehörte dann konsequenterweise auch die Einfachheit und Klarheit der Rede zum Ausdruck der *verité simple*. Das alles war ähnlich bei

Plutarch in der Biographie des Lykurg zu lesen, auch das letzte, denn den Spartanern wurde die Einfachheit und Klarheit der Rede in Übereinstimmung mit ihrer sonstigen Lebensweise zugesprochen. Sie zeigt als Lakonismus ( $\approx$  lakonische Kürze) noch heute im Wort ihre Herkunft an, denn Lakonien ist die Landschaft, in der Sparta liegt. Das Ergebnis dieser Erziehung war dann der neue Mensch, der Staatsbürger, der *citoyen*, wie ihn Saint-Just sich vorstellte.

Zum Abschluß dieses Teils sei noch summarisch auf ein wichtiges institutionelles Mittel der Revolution zur Sicherung ihrer Werte und Ideen verwiesen, auf die Nationalfeste. Diese Feste, die durch die Verfassung von 1791 offiziell eingeführt und als Schulen der staatsbürgerlichen Erziehung verstanden wurden, waren zu einem wesentlichen Teil nach antiken Festen gestaltet bzw. sollten nach diesen gestaltet werden. Bereits das erste große Fest, das Föderationsfest auf dem Marsfeld am ersten Jahrestag des Bastillesturmes (14. Juli 1790), zeigte diese Tendenzen. Zwar entwickelten sich keine festen und einheitlichen Formen dieser Feste, aber ihre antiken Elemente waren überall zu bemerken. Das begann schon bei der Kleidung: Man trug mit Vorliebe römische Gewänder. Überall gab es dann z. B. Schmucksymbole der römischen Republik zu sehen. Was aber besonders wichtig war: die Revolutionäre ließen in ihren Reden besonders an diesen Festen ihre antiken Helden wieder aufleben. Durch diese Feste konnte dann die antike Kultur und Geschichte die Funktion einer Ersatzreligion übernehmen und zum Kern einer vaterländischen Religion werden.

### III

Im dritten und letzten Teil soll nun die Frage nach dem Grund und nach der Bedeutung der Rezeption der Antike für die

Revolution beantwortet werden. Kotzebue, der schon genannte Revolutionsbeobachter (Meine Flucht nach Paris im Winter 1790), fand es bereits 1790 „lächerlich“, „wie die armen kleinen Franzosen alles, was die großen Römer sagten und thaten, auf sich anwandten.“ Das war die Reaktion auf die Parole „So haben es die Römer gemacht“. Schärfer ging Karl Marx einige Jahrzehnte später mit dem Römerkult ins Gericht. Er meinte, „die Totenerweckung“ habe den Revolutionären dazu gedient, ihre eigenen Kämpfe „zu verherrlichen“ und „sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben“. Das ist so nicht haltbar. Man hat zunächst zu bedenken, daß es von der Renaissance bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu den selbstverständlichen Denkmustern gehörte, Antike und Moderne miteinander in Parallele zu setzen und zu vergleichen. Diese Parallelisierung ist als *Querelle des Anciens et des Modernes* (*Der Streit der Alten und der Modernen*) hinreichend bekannt. Das Ziel solcher Vergleiche war, ästhetische, moralische und politisch-gesellschaftliche Normen für die moderne Welt festzulegen und zu legitimieren. Dabei wurde zur entscheidenden Frage, ob die Antike oder die Moderne diese Normen liefern solle. Während die *Anciens* behaupteten, die Antike habe Vorbildcharakter, beanspruchten die *Modernes* für die eigene Gegenwart den Primat und protestierten im Namen einer überlegenen Gegenwart gegen den Kult der Antike.

Die Revolutionäre – und das gilt es festzustellen – sind also in einer Welt groß geworden, in der das Bewußtsein stark von dieser Auseinandersetzung geprägt war. Daher argumentierten die Revolutionäre auch wie selbstverständlich im Horizont dieses Denkmusters. Da die Antike die Werte der Revolution gekannt und realisiert hatte, bedeutete dann die Entscheidung gegen die Monarchie und deren Ge-

sellschaftsordnung gleichzeitig eine Entscheidung für die Antike. Rousseau hat diese Entscheidung leicht gemacht. Ein anderes geschichtliches republikanisches Paradigma war nicht denkbar. Die venezianische oder holländische Republik hatte keine vergleichbare Dignität. Die amerikanische Republik war noch weitgehend unbekannt. Diesen Republiken fehlte schon die durch die Literatur vermittelte Gegenwärtigkeit und Idealität, vor allem fehlten ihnen ihre Helden. Was aber nicht weniger bedeutsam war: Die modernen Republiken waren mehr oder weniger stark mit dem Christentum eine Symbiose eingegangen. Und in der Frage des Christentums waren die Revolutionäre eindeutig festgelegt. Indem sie das Christentum als Religion weitgehend mit der christlichen Kirche als Institution identifizierten und es damit als tragenden Teil des Ancien Régime diffamierten, mußte jeder Rückgriff auf christliche Traditionen problematisch sein. Die Revolutionäre waren da treue Schüler Rousseaus, der den Begriff „christliche Republik“ für eine *Contradictio in adjecto* hielt: Christentum und Republik schließen sich aus, denn „das Christentum predigt nichts als Knechtschaft und Abhängigkeit“. Die Antike konnte da konkurrenzlos zu einem „wahrhaft Goldenen Zeitalter“ werden, wie es der schon erwähnte radikale Jakobiner und Terrorist Billaud-Varenne formulierte.

Diese Vorbildhaftigkeit bedeutete natürlich nicht eine Vorbildlichkeit der konkreten antiken gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit einschließlich ihrer Institutionen, sondern eine Vorbildlichkeit der dort verwirklichten republikanischen Werte, besonders der Bürgertugenden.

Wer diese Werte verwirklicht hatte, war ein „großer Mensch“. Im Grunde genommen handelte es sich bei diesen „großen Menschen“ um regelrechte Personifika-

tionen der grundlegenden republikanischen Werte. Sie hatten vor allem in der Darstellung durch Plutarch und Livius die Phantasie der Revolutionäre schon in der Jugend in monarchischer Zeit und unter klösterlicher Aufsicht beflügelt, weil sie das unstillbare Bedürfnis der Jugend nach Vorbildern befriedigen konnten. Karl Moor, aus Schillers „Räubern“ des Jahres 1782, stand ihnen innerlich nicht ganz fern, der sich vor dem „tintenklecksenden Säkulum“ ekelt und sich über „das schlappe Kastraten-Jahrhundert“ entrüstet, wenn er in seinem Plutarch von „großen Menschen“ liest (I 2). Nicht zufällig wurde Schiller im August 1792 zusammen mit 17 weiteren Ausländern – u. a. Klopstock – zum französischen Bürger (citoyen) ehrenhalber ernannt. Von den Revolutionären ist z. B. die Girondistin Jeanne Marie Roland zu nennen. Sie schreibt in ihren Memoiren von 1793, daß sie im Alter von 9 Jahren im Jahre 1763 anstelle des Gebetbuches den Plutarch mit in die Kirche genommen habe und seitdem Republikanerin gewesen sei. Sie habe geweint, daß sie nicht als Spartanerin geboren sei. Und Louis-Sébastien Mercier, nachmaliger Freund Robespierres und Desmoulins, berichtet in seinem „Tableau de Paris“ von 1782, daß er während seiner Schulzeit durch die republikanischen Helden der Antike Republikaner geworden sei.

Innerhalb des revolutionären Prozesses selbst erhielten diese antiken Helden nun eine doppelte Bedeutung, und in dieser doppelten Bedeutung wurden sie zu einem wichtigen – allerdings schwer meßbaren – Faktor des Geschehens. Einmal hatten diese Helden die Bedeutung, die abstrakten Werte der neuen Lehre „mit der Anschauung des wahren republikanischen Lebens zu füllen.“ Erst durch diese Anschauung erhielt der neue Mensch als das Ziel der Revolution ein konkretes Profil.

Der neue Mensch, der citoyen, war geformt nach seinen antiken Vorbildern. Er erhielt seine historische Legitimation aus der Antike. Damit verbunden, aber für die Wirksamkeit noch wichtiger, war die zweite Bedeutung dieser Helden: In ihrer Nachfolge wurden die Revolutionäre selbst zu diesen neuen Menschen. In ihrer Identifikationslust mit antiken Republikanern zeigten die Revolutionäre sich selbst als die neuen Menschen. Die antiken Helden waren also nicht nur Demonstrationsobjekte – siehe Teil II –, was innerhalb der Geschichte der Rezeption der Antike üblich war, sondern Identifikationsobjekte, was eher ungewöhnlich war. Dadurch erhielt die Revolution selbst etwas Theatralisches, etwas Unwirkliches. Dieser theatralische Gestus wurde noch dadurch verstärkt, daß die Identifikationsobjekte der Antike, vor allem literarisch gestaltete Helden ohne ein konkretes historisches Gegenüber waren: der ältere Brutus war weitgehend eine Gestalt der Legende, ebenso Lykurg. Dadurch wurde selbst das Blut der revolutionären Wirklichkeit beinahe zu Theaterblut.

Aber dieses theatralische Element ist, so sehr es auch befremden mag, doch ein wichtiger Faktor der Wirksamkeit dieser Rezeption. Diese Identifikation als eine Art Autosuggestion stärkte das Rückgrat der Revolutionäre, machte sie selbst zu durchsetzungsfreudigen Politikern. Die Identifikation hat ihnen also die Impulse ihres Handelns verstärkt. In der gönnerhaften Formulierung des Marxisten Ernst Bloch heißt es dann:

Und als es gar zum letzten Kampf gegen die feudalen Hemmnisse ging, mußte der Bourgeois, eine wenig heroische Klasse, sich besonders stark aufpulvern. Er hätte sonst nicht selber gekämpft ..., sondern ausschließlich die Männer aus der Vorstadt für sich kämpfen lassen.

Aber durch die Identifikation stärkten sich die Revolutionäre nicht nur das eigene Rückgrat, sondern auch das der Mitre-

volutionäre, indem sie mit den Mitteln der antiken Rhetorik deren Solidarisierung bewirkten und deren Handeln steuerten. Hierin liegt die dritte Bedeutung der Antikerezeption, die natürlich den Eindruck des Theatralischen noch verstärkte, und da kam im wesentlichen nur ein Vorbild in Frage: Cicero. Cicero war für die Revolutionäre nicht nur der große Politiker, sondern auch der große Redner. So wie beides in der Antike zusammengehörte, so auch jetzt wieder in der Zeit der Revolution. Der Erfolg eines Politikers hing in der republikanischen Antike wesentlich von seiner rednerischen Begabung ab, denn z. B. über Ablehnung und Annahme von Gesetzen entschied die Volksversammlung nach Anhören der Reden der Politiker. Wo es keine festen Mehrheiten gab, kam es viel auf einen durchsetzungsfähigen Redner an – und zwar in der Öffentlichkeit der Volksversammlung. Die Situation in den Institutionen der Revolution war durchaus vergleichbar: Der Parlamentsaal der Verfassungsgebenden Nationalversammlung seit November 1789, die Salle du Manège des Tuileries (Reitbahn der Tuileries), faßte mindestens 1300 Personen, von denen über 700 Abgeordnete und über 500 Zuhörer waren. Wer sich hier durchsetzen wollte, mußte reden können.

Hier ist kein Raum für den gemessenen Ton ... Hier heißt es schreien, und die Anspannung der Stimmen verfehlt nicht, auf die Seele überzugehen. Die Deklamation schwebt also in der Luft dieses Saales (Taine).

Da es keine Vorbilder in der eigenen Zeit gab, griffen die Revolutionäre auf bewährte Redestrategien Ciceros zurück, mit denen dieser Erfolg gehabt hatte. Und wie Cicero setzten die Revolutionäre sehr stark auf Emotionalisierung der Zuhörer. Und dieses Ziel erreichten sie mit ähnlichen sprachlichen und stilistischen Mitteln (Wiederholungen, Steigerungen, An-

ththesen, rhetorische Fragen, Ausrufe). Indem der an Cicero geschulte Redestil so die Debatten bestimmte, ist er auch ein bestimmendes Element politischen Handelns geworden. Ein Zeitgenosse hat dieses tendenziell durchaus richtig gesehen:

Rom dankte der Beredsamkeit Ciceros die Rettung seiner Freiheit. Frankreich wird dem Mut und der Begabung seiner Redner die Etablierung der seinen danken.

Was sich im Leben bewährt hatte, bewährte sich auch angesichts des Todes. Die Revolutionäre spielten ihre an antiken Helden orientierte Rolle auch noch, als sie, wie vor allem die Girondisten, auf den Tod durch das Schafott warteten, den ihnen ihre revolutionären Gegner bestimmt hatten. Sie beklagten nicht den Tod, sondern daß sie die Ziele der Revolution nicht erreicht hatten. Jeanne Marie Roland, die schon erwähnte Girondistin, streute in ihre im Gefängnis geschriebenen Memoiren durch antikisierende Stilmittel pathetisch aufgeladene Reflexionen zur Situation der Zeit etwa folgender Art:

O Brutus! (= der jüngere Brutus) dessen kühne Hand vergeblich die korruptierten Römer befreite, wir haben uns geirrt wie du. Diese lauterer Männer, deren glühendes Streben der Freiheit galt, ... diese Männer haben sich wie du vorgegaukelt, der Sturz der Tyrannei werde die Herrschaft der Gerechtigkeit und des Friedens einleiten; doch er war nichts als das Signal für den Ausbruch haßerfüllter Leidenschaften und für Auswüchse der scheußlichsten Sittenlosigkeit ...

Die Girondisten fühlten sich denen verwandt, die als Republikaner den Märtyrertod für das Vaterland gestorben waren, die eher Unrecht gelitten als Unrecht getan hatten. Vor allem dem Athener Sokrates fühlten sie sich daher verwandt, der in dieser Weise gehandelt und den Giftbecher genommen hatte. Sie wollten aber nicht nur gelassen wie Sokrates sterben, sondern auch selbst dadurch unsterblich werden. Der Tod sollte zum Vermächtnis werden und erhielt dadurch eine theatralische Geste. Der eine (Lasource) zitierte

aus und nach Plutarch aus der Biographie des Phokion in stilistisch pointierter antikisierender Antithese: „Ich sterbe in dem Augenblick, wo das Volk die Vernunft verliert. Und ihr (= die Richter) werdet sterben, wenn es sie wiedererlangt.“ Der andere (Vergniaud), der sich die philosophischen Schriften des Stoikers Seneca ins Gefängnis hatte schicken lassen, produzierte mit einem antiken Vergleich ein unsterbliches Diktum: „Die Revolution, gleich Saturn, frißt ihre eigenen Kinder.“ Dabei ist mit dem römischen Gott Saturn (griechisch = Kronos) – er ist der Vater des höchsten antiken Gottes Jupiter/Zeus – der Gott gemeint, der in der mythologischen Darstellung zur Sicherung der eigenen Herrschaft seine Kinder verschlungen hatte.

Diese Art des Sterbens hat die Girondisten zu edleren Gestalten gemacht, als sie es in Wirklichkeit waren. Sie waren ja nicht durch Welten von den radikalen Jakobinern getrennt, wenn es um die Wahl der Mittel zur Sicherung der Revolution ging. Auch Madame Roland konnte Mitte des Jahres 1791 apodiktisch formulieren:

Regenerieren können wir uns nur durch Blut ... Zur Freiheit müssen wir kommen, das ist klar; und wenn es sein muß, durch ein Meer von Blut hindurch.

Ich fasse thesenhaft zusammen: Die Bedeutung der Antike für die Französische Revolution ist, obwohl quantitativ nicht meßbar, unbestreitbar. Einmal waren Sachverhalte und Personen der Antike Demonstrationsobjekte zur Veranschaulichung und Legitimation der Postulate der Revolutionäre. Die Realisierung der zentralen republikanischen Werte in der Antike sollte den Revolutionären die Realisierbarkeit in der eigenen Zeit suggerieren. Zum andern waren die republikanischen Helden der Antike Objekte der Identifikation, die den Revolutionären nicht nur zur Selbsterhöhung verhalfen, sondern auch ihre Durchsetzungskraft und Durchset-

zungslust erhöhten. Vor allem die an der Antike geschulte Redefähigkeit war ein wichtiges Instrument, die politischen Vorstellungen durchzusetzen. Nicht zuletzt aus dieser Art der Rezeption der Antike erklärt sich, daß die Ergebnisse der Revolution in einer erstaunlichen Weise von der Wirkung revolutionärer Individuen bzw. von dem Antagonismus dieser Individuen abhängig waren und nicht von dem Potential revolutionärer Massen. Diese Wirkung hatte für Führer wie für Geführte die Wirkung einer Droge, die beide gleichermaßen aufputschte. Die Antikerezeption war also mehr als eine Mode, mehr als ein theatralischer Gestus. Sie war Droge, sie war Aufputzmittel – mit allen positiven wie negativen Merkmalen einer Droge. Positiv war sie als Element für die Durchsetzung der neuen Werte der Revolution, negativ als ein emotional ablaufendes Massenwahnphänomen, das kaum steuerbar war.

Aber die Antikerezeption war nicht nur für die unmittelbar folgenden politischen und gesellschaftlichen Veränderungen mitverantwortlich; sie war vor allem aufgrund ihrer universellen und idealisierenden Elemente auch dafür verantwortlich, daß die Werte der Revolution Signalcharakter für die Zukunft erhielten und dadurch eine mobilisierende Wirkung ausübten.

### *Literatur*

*Gaume, J.:* Die Revolution. Historische Untersuchungen über den Ursprung und die Verbreitung des Bösen in Europa, 6 Theile, Regensburg 1856/57 (Übersetzung von J. Gaume, La Révolution, 1856).

*Mossé, C.:* L'antiquité dans la Révolution Française, Paris 1989.

*Parker, H. T.:* The Cult of Antiquity and the French Revolutionaries, New York 1965 (Nachdruck der Ausgabe von 1937).

*Weil, B.:* 2000 Jahre Cicero, Zürich/Stuttgart 1962.

*Wiegand, H. (Hrsg.):* Die Französische Revolution und die Antike, Der altsprachliche Unterricht, Jg. 32, Heft 4.